

Ein einziger Grashalm

Den Weg zum Herzen finden



Ein Zen-Memoir
von
HENRY SHUKMAN

Deutsch von Marlies Ruß



Arbor Verlag
Freiburg im Breisgau

Inhalt

| | |
|--------|----|
| Prolog | 11 |
|--------|----|

TEIL 1

Eine leuchtende Perle

| | |
|-------------------------|-----|
| Speedys Hund | 23 |
| Unter der Haut | 34 |
| Die Lücke | 55 |
| Heimkehr | 68 |
| Die Alternativen | 85 |
| London-müde, lebensmüde | 101 |
| Stille | 114 |

TEIL 2

Der Ochs und die Mücke

| | |
|------------------------|-----|
| Lawrence-Land | 141 |
| Widerwilliger Mystiker | 158 |

| | |
|----------------|-----|
| Kloster | 189 |
| Lehrer, Lehrer | 205 |
| Süßer Gehorsam | 233 |
| Schwarzes Loch | 261 |

TEIL 3

**Ein Kalb von
einem Bullen geboren**

| | |
|----------------|-----|
| Vorstadt-Kōan | 281 |
| Nullpunkt | 301 |
| Buch-Begräbnis | 335 |
| Nichts Anderes | 351 |
| Mountain Cloud | 364 |
| | |
| Epilog | 371 |
| Danksagung | 378 |
| Über den Autor | 381 |

Prolog

ES WAR DER DRITTE ODER vierte Abend des Retreats. Draußen prasselte der Regen, peitschte gegen die dunklen Fenster, und manchmal klirrte es, als ob jemand eine Handvoll Kies gegen die Scheiben geschleudert hätte.

Regen in der Wüste ist rar, und ein Segen, und der prickelnde Geruch von feuchtem Staub schwängerte allmählich die Luft in der Meditationshalle. Auch eine erfrischende Kühle war von draußen hereingekrochen.

All dies nahm ich wahr, aber vor allem war mir bewusst, dass ich endlich in einen Zustand von Ruhe und Klarheit gegliitten war. Es war eine willkommene Erlösung. Den ganzen Tag über hatte ich mir richtig schwer getan. Mühselige, quälende Gedankenketten hatten sich durch mein Gehirn gewunden – über einmal getroffene Lebensentscheidungen, dass ich ein gutes Leben in England aufgegeben hatte, um nach New Mexico zu ziehen, dass ich meinen Vorstellungen davon, ein guter Vater zu sein, oder ein aufmerksamer Ehemann, in vielerlei Hinsicht nicht gerecht geworden war, über Herausforderungen in der Arbeit, schwierige Gespräche aus den letzten paar Wochen oder vergangenen Jahrzehnten, alles war genau in dem Moment über mich hereingebrochen, als ich so

dringend innere Ruhe gebraucht – oder mir jedenfalls gewünscht – hätte. Es gab alle möglichen Arten, sich zu martern, wenn man in der Meditation hilflos festhing, aber die Tatsache, dass ich die meisten davon inzwischen kannte, schien keinerlei Hilfe zu sein.

Das Retreat-Zentrum lag in den Hügeln oberhalb des abgelegenen Städtchens Gallup im Westen New Mexicos. Gallup war eine staubige, in der Wüste ausgebreitete Kleinstadt, verschlafen, mit Ausnahme der Züge. Zufällig war es nämlich auch ein Eisenbahnknotenpunkt, und den ganzen Tag über war, zwangsläufig immer dann, wenn sich meine Gedanken gerade ein wenig zu beruhigen begannen, das langgezogene, tiefe Hupen eines Zugs die Hügel heraufgeschallt und hatte mich jäh wieder aus der sich sacht anbahnenden Sammlung gerissen. Von Neuem trieben mich Attacken von Unbehagen und Bedauern um, begleitet von Spannungen und Druck in meinen Eingeweiden – wie die Gewitterwolken, die vermutlich gerade draußen über den Nachthimmel zogen.

Doch jetzt hatte sich all das verwandelt. Stattdessen stieg, in der Kühle des Saals und der nach Kreide riechenden Luft des Wüstenregens, eine leuchtende Ruhe in mir auf, sickerte nach oben wie das Wasser der anschwellenden Flut durch nassen Sand, und machte mich hellwach, vollkommen still und tief entspannt. Als ob mein gesamter Körper die schlichte Tatsache seines Existierens genoss. Ich spürte, wie sich meine Wahrnehmung immer mehr weitete, wie die Blende einer sich öffnenden alten Kamera. Gleichzeitig erfasste mich ein komisches Gefühl, wie es manchmal in vertiefter Meditation passiert, als würde ich von beiden Seiten zusammengedrückt und mit jeder Sekunde dünner und länger, bis ich so schlank und rank war wie der Stängel einer Blume und das Gefühl hatte, jeden Moment abzuknicken.

Dann fokussierte mein Blick auf die Wand vor mir – eine Wand aus Lehmziegel – »adobe« genannt –, die im Schein einer Lampe schimmerte.

Eine tiefe Liebe für diese Wand wallte in mir auf, fast als würde ich mich in die Wand verlieben und sie sich in mich. Urplötzlich, mit der Unmittelbarkeit eines Erdstoßes, schien sich der ganze Saal komplett zu öffnen und ins Unendliche auszudehnen, und mir war, als würde ich in diesen grenzenlosen Raum hineingesogen und würde Teil davon, so dass die Wüstenberge draußen, die sich nach Gallup hinunter in das zwei Meilen entfernte Tal und darüber hinaus erstreckten, mein eigener Körper waren.

Eine intensive Energie durchströmte mich und die Welt, und ich spürte Tränen über mein Gesicht rinnen – Tränen der Liebe, der Freude, der Dankbarkeit. Es stimmte, was die Buddhisten sagten: Ich war eins mit der Welt. Ich war eins mit allem. Die ganze Welt war mein Körper, mein Geist. Und deshalb war ich geliebt, zugehörig, geheilt auf jede erdenkliche Weise. Alles war gut und war insgeheim immer schon gut gewesen.

Der Klang der Glocke verkündete das Ende der Meditationseinheit, und in mir beruhigte sich alles und wurde wieder normal, außer einem Kribbeln in meinen Gliedmaßen und einem Gefühl großer Ausdehnung, als wäre mein Geist ausgelöscht worden und ein grenzenloser Friede an seine Stelle getreten.

Dann musste ich mich um das Zimmer für die Einzelgespräche des Lehrenden kümmern, und der Abend ging weiter, und noch immer prasselte der Regen auf das kleine Retreat-Zentrum, trommelte auf das Dach, erfüllte die Luft mit diesem Duft von Verheißung. Aber ich wusste: Diesem Zen konnte ich trauen. Irgendwie war es einfach völlig richtig. Es war real, und es funktionierte. Trotz vieler gelegentlicher Zweifel – ich war auf einem wahrhaftigen Weg.



EINMAL BESUCHTE ICH EINEN VORTRAG der Engländerin Tenzin Palmo über ihre zwölf Jahre in einer abgelegenen Höhle im Himalaya. Die Isolation war Teil ihres buddhistischen Trainings gewesen. Jemand aus dem Publikum fragte, wie es sich angefühlt habe, danach wieder in die Welt hinaus zu gehen.

»Gut«, antwortete sie. »Entweder ist man gekocht oder nicht.«

»Wie weiß man, ob man gekocht ist?«, wollte die Zuhörerin wissen.

»Man weiß es einfach. Man ist gar.«

Sie überlegte kurz und fügte hinzu, sie habe von Leuten gehört, die dasselbe zwölfjährige Training in einer Höhle absolviert hatten und am Ende nicht »gar« waren. Aber wenn man es war, dann war man's – und mehr gab es dazu nicht zu sagen.

Man kann in der Welt der Meditation diesen Eindruck gewinnen: dass Menschen sich ganz normal hineinbegeben, dann in der Mitte irgend etwas passiert, etwas Unergründliches, Unbeschreibliches, das sich der gewöhnlichen Sprache der Sterblichen entzieht, und dass diese Menschen am Ende neu, verändert, »gar gekocht« wieder daraus hervorkommen.

Ich wohnte eine Zeit lang nahe des Städtchens Stroud in Gloucestershire, England. Dort gab es ein Café, in dem ein Druck an der Wand hing, ein Triptychon mit drei Bildern von einem Berg. Das erste Bild war ganz schlicht, ein ikonischer dreieckiger Berg, und darunter die Worte: BEFORE ZEN, A MOUNTAIN IS A MOUNTAIN. Auf dem zweiten Bild waren mehrere Berge wirr übereinander projiziert und darunter stand: DURING ZEN, A MOUNTAIN IS NOT A MOUNTAIN. Das letzte Bild war dasselbe wie das erste, ganz einfach und schlicht, und der Satz darunter lautete: AFTER ZEN, A MOUNTAIN IS A MOUNTAIN¹.

1 VOR ZEN: EIN BERG IST EIN BERG. / WÄHREND ZEN: EIN BERG IST KEIN BERG. / NACH ZEN: EIN BERG IST EIN BERG (Anm. d. Übers.).

Was auch immer also dieser Garprozess mit einem anstellte, wie unübersichtlich es mittendrin auch werden mochte, es ging dabei nicht um irgendein jenseitiges Ziel, jedenfalls nicht auf dem Zen-Weg. Allerdings machte das die ganze Sache nur noch verwirrender. Wenn am Ende alles wieder genauso war wie am Anfang, warum dann das Ganze? Oder vielleicht waren zwar die Dinge am Ende genauso wie zuvor, aber man selbst betrachtete sie anders?

Dieses Buch trägt die Hoffnung in sich, den Garprozess zu entmystifizieren, ihn in gewöhnliche Sprache zu gießen und zu zeigen, wie er im ganz normalen Leben funktionieren kann. Und zu vermitteln, warum er wichtig ist. Denn auch wenn wir weiterhin unser gewöhnliches Leben leben, kann sich durch diesen Prozess die Art und Weise, wie wir dieses Leben erfahren, verändern. Und diese Veränderung ist alles andere als gewöhnlich. Manche sind überzeugt, es sei das Radikalste, was wir für uns und unsere Mitgeschöpfe tun können. Kann uns dieser Prozess doch zeigen, dass wir nicht allein sind, es gar nicht sein können, wie einsam wir uns auch manchmal fühlen mögen. Vielmehr sind wir alle Teil einer einzigen Existenz. Wenn das stimmt, sind die Implikationen schwindelerregend.

GENSHA, EIN ZEN-MEISTER AUS DEM neunten Jahrhundert, erfuhr diese eine Existenz urplötzlich im Alter von dreißig Jahren. Er wuchs als Sohn eines Fischers in China auf und musste als Junge mitansehen, wie sein Vater von einem angeschwollenen Fluss mitgerissen wurde und ertrank. Er wurde selbst Fischer, ging jedoch als junger Mann, aufgewühlt von der Vergänglichkeit des Daseins, in ein Kloster und begann zu meditieren. Nach einigen Jahren kam er zu dem Schluss, dass er nicht das Zeug dazu habe, die Mysterien der Praxis zu durchdringen. Er schulterte seinen Reisesack, stieg in seine Sandalen und machte sich auf den Weg, ohne zu wissen wohin.

An seinem ersten Tag unterwegs wanderte er einen Hang hinauf und stieß sich die Zehe an einem großen Stein an. Es sah schlimm aus. In manchen Quellen ist von viel Blut die Rede, in anderen heißt es, seine Zehe »explodierte«. Während er unter Schmerzen seine verletzte Zehe umfasste, überkam ihn eine tiefe Erkenntnis, und seine Wahrnehmung, sich als getrenntes Wesen durch die Welt zu bewegen, löste sich auf. Dabei soll er ausgerufen haben: »Es gibt keinen Körper. Woher kommt dann dieser Schmerz?«

Außer sich vor Erleichterung – trotz seiner schmerzenden Zehe – humpelte er zum Kloster zurück.

»Warum bist du schon wieder zurück?«, fragte ihn sein alter Lehrmeister. »Was ist mit deiner Pilgerreise?«

Gensha erwiderte: »Kein einziger Schritt wurde getan.«

Offenbar gefiel dem Meister diese Antwort, und er hieß ihn wieder im Kloster willkommen. Dann fragte er, was genau passiert sei, was er gesehen habe.

Genshas Antwort lautete: »Dieses ganze Universum ist eine leuchtende Perle.«²

Anhand dieser kleinen Geschichte kann man ein paar Dinge lernen. Erstens, dass es manchmal stimmt: *no pain, no gain* – »Ohne Schmerzen, kein Gewinn«. Zweitens, dass wir manchmal erst weiterkommen, wenn wir aufgeben. *Reculer pour mieux sauter*, sagen die Franzosen. Ein paar Schritte zurückgehen, um besser springen zu können. Und manchmal finden wir das, was wir suchen, erst, wenn wir aufgehört haben, danach zu suchen. Wenn das Gesuchte außerhalb der Vorstellungskraft oder

2 Ich habe mir erlaubt, diese Geschichte frei nachzuerzählen und zu komprimieren, und ich verwende im gesamten Buch die japanischen Formen der Namen chinesischer Meister. In diesem Fall ist Gensha der japanische Name für Xuansha; er lebte von 835 bis 908.

Berechenbarkeit liegt, so können wir nicht wissen, was es ist, bis es uns auf die Füße fällt.

WIR LEBEN IN EINEM AUSSERORDENTLICHEN Zeitfenster. Auf der einen Seite ist unsere Situation mit dem Klimawandel und dem nuklearen Waffenarsenal, die wie ein Damoklesschwert über uns hängen, höchst gefährlich. Auf der anderen Seite – und ungeachtet der zunehmenden globalgesellschaftlichen Polarisierung zwischen Arm und Reich – wenden sich so viele Menschen wie nie einer Meditationspraxis zu, was uns nicht nur auf eine freundlichere, klügere Lebensweise hin ausrichten kann, sondern obendrein auch noch so frei verfügbar und kostenlos ist wie die Luft, die wir atmen. Alte Weisheitslehren – von den esoterischen Lehren des tibetischen Buddhismus über den frühen buddhistischen Kanon bis hin zum Kōan-Studium des Zen – sind leicht zugänglich und nicht selten alle in einer einzigen Stadt vertreten.

Gleichzeitig werden die kontemplativen Traditionen der akribischen Erforschung, der Innovation und dem Utilitarismus westlicher Wissenschaft unterworfen: Wie können wir die nützlichsten Teile herausfiltern und sie an moderne Bedürfnisse anpassen? Das bekannteste Ergebnis ist die Achtsamkeitsbewegung. Verschiedene Lehrer haben ihr den Weg gebahnt, allen voran Jon Kabat-Zinn, der selbst seine Meditationspraxis als Zen-Schüler begann. Es gibt eine Kontroverse darüber, wie weise es ist, die Achtsamkeitsmeditation von ihren Wurzeln zu trennen, aber dass sie die westliche Gesellschaft im Sturm erobert, kann kaum bestritten werden. Noch vor einem halben Jahrhundert versuchten sich vielleicht zehntausend Westler darin, heute sind es allein in den Vereinigten Staaten über dreißig Millionen, Tendenz steigend.

Neurowissenschaftliche Forschungen erbringen immer neue Belege für die positiven Auswirkungen der Meditation auf unsere Gehirnfunktionen

und legen nahe, dass sie uns tatsächlich aus Stress, Ängsten, Selbstzentrertheit heraus- und zu Frieden, Kreativität und Mitgefühl hinführen kann, wie es ihre Anhänger seit Jahrtausenden postulieren. Doch während die Popularität der Meditation wächst und sie immer mehr in den Mainstream vordringt, wo sie als Allheilmittel für zahlreiche moderne Leiden verkauft wird, könnte es sein, dass die Art Schulung, die ich durchlaufen habe, jung wie sie im Westen noch ist, bereits wieder verloren geht. In unserem Streben nach Effizienz könnten die althergebrachten Ansätze eines langsamen, geduldigen Lernens – über viele Jahre hinweg und unter Anleitung eines erfahrenen Lehrers – womöglich den Weg der Dinosaurier gehen und komplett von kurzfristigen Methoden, sogar chirurgischen oder neuen, momentan noch unbekannten neurologischen Eingriffen ersetzt werden. Geht dabei etwas verloren? Ist Meditation ein bloßes Instrument, um erwünschte Veränderungen herbeizuführen?

Zum einen hat ja Meditation diese paradoxe Eigenart, eher nicht so gut zu funktionieren, wenn man zu direkt nach Ergebnissen strebt. Zum anderen ist die Chance, bei einem Meister in die Lehre zu gehen, sich also einem authentischen Führer auf diesem Weg anzuvertrauen, ein Privileg ohnegleichen. Und falls die modernen Ansätze am Ende die alten, transformierenden Einsichten in das Wesen des Menschseins einfach ersetzen, so werden sie ihre wahre Kraft, unserer Welt zu helfen, verloren haben.

DIESES BUCH HANDELT DAVON, WIE ich einen Pfad gefunden habe, obwohl ich nicht einmal wusste, dass ich einen suchte. Lange Zeit hatte ich keine Ahnung, wo ich hin wollte. Ich wusste bloß, dass ich nicht dort war.

Ich erzähle diese Geschichte nicht, weil sie irgendwie besonders wäre, im Gegenteil: Die Herausforderungen, denen ich mich in meinem Leben zu stellen hatte, waren nicht weiter bemerkenswert. Meine Geschichte

handelt von alltäglicher Verzweiflung solcher Art, wie sie vielen Menschen begegnet, und davon, wie ich durch Meditationspraxis Heilung gefunden habe. Aus diesem Grund hoffe ich, dass sie hilfreich für andere sein möge – indem ich zeige, dass die Praxis auch einen ganz gewöhnlichen Dummkopf aus seinem Tran herauskatapultieren und zu einer freundlicheren, besseren Lebensweise führen kann, ohne göttliche Intervention, aber mit Momenten von Gnade. Jene, die wie ich einst mit dem Leben schon so gut wie abgeschlossen haben, mag vielleicht diese kleine Erzählung dazu animieren, es sich doch noch einmal zu überlegen.

Die Geschichte richtet sich auch an jene, die schon seit langem mit einem diffusen Gefühl des Unbehagens durchs Leben gehen, sich innerlich an einer Weggabelung eingerichtet haben und weder den mehr, noch den weniger begangenen Weg einschlagen. Zweifelsohne schüttelt uns das Leben durch und schleift uns mit. Es ist schwer, den Strömungen unserer Natur und Kultur auszuweichen, und wir finden uns in Lebensläufen wieder, die nach außen hin mehr oder minder sinnvoll erscheinen. Doch in unserem Inneren wissen wir, dass da noch mehr ist. Wir spüren, dass ein wahrhaftigerer Einsatz unserer Kräfte und Fähigkeiten noch aussteht.

»Die Welt vereinnahmt uns; tagaus, tagein / Verschwenden wir die Kräfte in uns nur«, schrieb der englische Dichter William Wordsworth. Wie recht er hatte. Eine ehrlichere Auseinandersetzung muss möglich sein. Aber womit? Das wissen wir letztlich nicht so genau – zumindest jedoch mit der schlichten Tatsache, dass wir für eine Weile existieren, in einer Welt voller anderer Lebewesen, die auch existieren. Kann es gelingen, dem näher zu kommen, bevor wir sterben? Aber wenn nicht, ist dann unser Leben nicht irgendwie vergeudet?

TEIL 1

Eine leuchtende Perle

Speedys Hund

Es hat ein paar Jahre gedauert, um dieses Zen-Zentrum wieder zum Laufen zu bringen: diesen sicheren Hafen mit seiner robusten Hülle aus Adobe-Ziegeln am Rande von Santa Fé, New Mexico. Bereits ein Jahr nach der Gründung 1985 wurde es von seinem damaligen Lehrer schon wieder aufgegeben und fristete dann über Jahrzehnte hinweg mehr schlecht als recht sein Dasein. Als Seminarhaus für unterschiedlichste Gruppen verlor es beinahe gänzlich seine Identität und drohte, in die Erde zurückzusinken, auf der es sich erhebt und aus der es gebaut wurde. Doch irgendwie überlebte das Mountain Cloud Zen Center durch viele magere Jahre hindurch, und jetzt fängt es an zu brummen.

Dies ist das achte Retreat in Folge mit über dreißig Teilnehmern. Dreißig ist so ziemlich unsere Obergrenze. Und dabei sind gerade die Hundstage des Juni, die hier in den Bergen des nördlichen New Mexico früh kommen, kaum dass der Sommer sich hereingestohlen hat. Schon jetzt brennt die Hitze unerbittlich, von Mittag bis achtzehn Uhr steht das Thermometer bei um die fünfunddreißig Grad. Später, im Juli, drücken die Regenwolken herein und alles kühlt sich ab. Aber noch nicht jetzt. Nicht einmal die dicken Lehmmauern des Zendōs können die Hitze draußen

halten. Wir sitzen in unseren leichtesten Kleidern, der Schweiß tröpfelt und rinnt uns am Körper hinunter und wir schmoren in unserem Saft, während der Nachmittag vor sich hin knarzt, zuckt, zischt, klappert oder flötet, um mit unseren nichtmenschlichen Mitbewohnern dieser Landschaft zu sprechen.

Ganz früh morgens, wenn die Nacht zu verblassen beginnt, sitzen wir draußen auf der Veranda. Tau gibt es so gut wie nicht, doch die Luft ist satt und kühl. Die Holzplanken schwingen sanft, während die Leute sich ihre Plätze suchen und sich niederlassen. An den Berghängen stehen die Pinyon-Kiefern noch im Dunkeln.

Die Glocke ertönt. Im Freien klingt es ganz nüchtern. Das erste Sitzen in Stille dieses Tages beginnt.

Zuerst stellt sich die übliche Unsicherheit ein – also, was jetzt? Was genau sollen wir tun? Doch rasch lässt sich der Geist im Körper nieder, und der Körper lässt sich in der Umgebung nieder, und die Wahrnehmung von Grenzen löst sich auf. Ein Wohlfühlgefühl steigt von innen heraus auf, das Gefühl, Teil der Welt zu sein, die Dankbarkeit dafür, zu existieren.

Je weiter die Woche fortschreitet, desto mehr beginnen wir zu schätzen, wo wir sind und was wir tun: über die trockene Erde gehen, in einem Bachbett aus Kieselsteinen, auf schmalen Wegen zwischen den genügsamen Bäumen; in die Stille eintauchen, thronend auf trockenem Land zwischen Grüppchen von Wacholder und Pinyons, die ihre Existenz der rot-verbrannten Erde abtrotzen. Wunderschöne eisenhaltige Felsen durchsetzen das Gelände. An heißen Tagen ist der Schatten der alten Ponderosa-Kiefern eine Wohltat. Dies ist ein freundlicher Ort, wo Menschen sich nicht beweisen müssen, wo sie sich nicht anstrengen müssen, irgendetwas zu sein, was sie nicht sowieso schon sind. Wir lernen hier viel, indem wir einfach nur still sitzen. Aber diese paar Lehmhäuschen zwischen Bäumen sind auch ein Ort für Entdeckungen.

Er erinnert mich an eine Entdeckerlust, die vor vielen Jahren in mir erwachte, in der Stadt und dem Tal, in denen ich aufgewachsen bin, in Oxford, England. Die warme Luft hier, der ausgetrocknete Boden und die sengenden Nachmittle, wenn die Bäume satt vor Leben rauschen, einer Lust, die nur sie kennen, die ihnen ureigen ist. Dann verdichtet sich das Licht, die Zeit scheint still zu stehen, die Bäume schweigen nach ihrer langen, geheimen Vermählung mit der Sonne, und mit einem blälichen Schimmer auf dem Laubwerk bricht der Abend an. All dies ruft Gefühle aus meiner Kindheit in mir wach, transportiert mich zurück in die Sommer meiner frühen Teenagerjahre, als eine mußevolle Leichtigkeit über dem Land lag, eine Verheißung in der Erde selbst. Was für ein innerliches Juchzen frühmorgens beim ersten Blick aus dem Fenster – juhu!, wieder ein wolkenloser Sommerhimmel. Eine Ahnung von etwas wohlig Vertrautem berührt mich und löst eine Erinnerung an einen bestimmten, längst vergangenen Abend in mir aus.



AN EINEM ABEND GANZ AM Ende des Sommers, ich war zwölf Jahre alt, klopfte es an der Hintertür unseres Hauses, einem baufälligen Cottage im Cherwell Valley. Unsere Mutter machte auf, und wir hörten ihren überraschten wie erfreuten Aufschrei. Es war eine regnerische Nacht und wir eilten zur Tür, um zu sehen, was da los war.

»Kommen Sie doch rein«, rief Mum, woraufhin ein baumlanger, vom Wind zerzauster Mann in einem nassen, haarigen Mantel aus dem Regen hereintrat, gefolgt von zwei Hunden. Das musste Speedy sein, schoss es mir durch den Kopf.

Wir hatten alle schon von Speedy gehört, hin und wieder auch einen Blick auf ihn erhascht, wenn er, in seinem zottigen Wollmantel von

derselben Farbe wie sein wuchernder rötlicher Bart, mit ausgreifenden Schritten und seinem Wanderstab in der Hand an einem fernen Feldrand entlang ging, die durch Hecken und Gebüsch wuselnden Hunde auf seinen Fersen. Aber noch nie hatte ich ihn aus der Nähe gesehen oder gar so dicht vor ihm gestanden.

Jedes Frühjahr erschien er in unserem Tal und schlug sein Quartier in der verfallenen Mühle zwei Meilen flussabwärts auf, die sich abgeschieden hinter hohen Weiden verbarg. Der Platz hatte Atmosphäre. An Sommerabenden war er betörend. An düsteren Nachmittagen war er unheimlich, dann schlugen die langen Weidenruten kreuz und quer im Wind wie ein tosender Ozean.

Speedy verbrachte die Wintermonate an der Südküste Englands, weil es da wärmer war. Niemand wusste, wieso er ausgerechnet in unser Tal kam, aber jedes Frühjahr tauchte er hier auf. Keiner störte sich daran, nicht einmal die Bauern, obwohl er seine Hunde, einen Terrier und einen Lurcher, zum Jagen von Hasen und Teichhühnern einsetzte. Er war ein Körner im Räuchern von Hechten, die er im Kanal angelte, und bei den Frauen im Dorf hatte er einen Stein im Brett, weil er ihnen gelbe, ölige Räucherfischfilets vorbeibrachte. Auch unsere Mum war begeistert, wenn sie eins bekam.

Es waren die Mitt-Siebziger, und damals gab es noch echte Vagabunden auf den Landstraßen Englands, wie sie seit mindestens einem Jahrhundert oder noch viel länger über Nebensträßchen und Feldwege zogen. Immer hatte uns eine Mischung aus Furcht und Faszination ergriffen, wenn wir von ihnen hörten.

An jenem Herbstabend, als Speedy an unsere Tür kloppte, goss es in Strömen. Er blieb unter dem kleinen Vordach stehen. Sein Mantel tropfte. Er streifte das Wasser ab, knöpfte den Mantel auf und zum Vorschein kam ein junges Hündchen.

»Da, wie's angeschafft war«, sagte er zu Mum und stieß einen kehligem Lacher aus.

»O ja«, rief sie mit einer Mischung aus Entzücken und Aufregung. Dann rannte sie in die Küche, um etwas zu essen sowie Bier und Tabak für ihn einzupacken, und dazu einen Geldschein aus ihrer Börse.

Während sie weg war, schaute Speedy uns Kinder an. Noch nie hatten wir so ein Gesicht gesehen. Erstmal war es gar nicht so leicht, seine Wangen zu entdecken, weil die unter seinem Bart, Hut und Haaren verborgen waren. Als einem dann klar wurde, dass man sie sah, war man erschrocken über so eine braune, gerötete Haut. Es sah eigentlich eher wie Tierhaut aus. Dann landete man bei den Augen, die vor Lebendigkeit sprühten. Es versetzte einem einen richtigen Schock, wenn man sich traute, sie anzuschauen, so viel Leben und Licht war darin. Es war, als hätte man ein wildes Tier im Zimmer. Erst als ich lächeln musste, merkte ich, dass auch er lächelte.

»Und«, fragte er, »wem seine wird's?«

Zuerst wussten wir nicht, was er meinte. Seine Stimme war ein Knurren das von irgendwo unter seinem Mantel hervorzukommen schien, und auf seinen Dialekt konnten wir uns keinen Reim machen. Es klang eher wie ein Donnergrollen im übernächsten Tal als menschliche Rede.

»Ja und?«, bohrte er nach.

»Äh, was?«, fragte meine Schwester zögernd und kicherte.

»Wem seine's wird? Deine oder seine?«, fragte er in seinem Singsang weiter.

»Oh«, riefen wir aus, als wir endlich kapierten, was er meinte.

Er hielt uns das hübscheste kleine Hündchen hin, das man sich vorstellen konnte, gelb-braun mit einer dunklen, glänzenden Schnauze, wie ein Afrikanischer Jagdhundwelpe, und schimmernden schwarzen Augen, die uns neugierig ansahen.

»Von uns allen«, antwortete ich. »Niemand bestimmtem.«

»Es ist ein Weibchen, oder?«, fragte meine Schwester.

»Und wie. Wie's eure Mum angeschafft hat. ›Wenn sie Junge kriegt, bring uns ne Hündin‹ hat sie gesagt.«

Auch jetzt noch, wo wir ihn verstanden, klang Speedys Stimme irgendwie seltsam dumpf, doch die Worte hallten deutlich in seinem Körper. Man verstand ihn besser, wenn man seiner Brust lauschte.

»Und, wer mag sie nu zuerst halten?«

Meine Schwester und ich blickten einander an und lachten verlegen.

»Na, nimm du mal«, sagte er und reichte das Hündchen meiner Schwester.

Mum kam mit der Tüte für Speedy zurück, und er sagte: »Besten Dank, Ma'am.«

Wir hatten noch nie gehört, dass jemand »Ma'am« zu ihr sagte.

»Ich danke Ihnen«, sagte Mum höflich, und wir spürten, dass er irgendwie bedeutsam war.

Er spähte in die Tüte. »Da schau an.« Dann richtete er sich mit einem Ruck auf. »Ist ein Weibchen, genau wie Sie wollten, und was für ne Süße.«

Und im nächsten Moment war er in der Dunkelheit und dem Regen verschwunden, und seine beiden Hunde mit ihm.

ALS SPEEDY AN DIESEM ABEND davonging, wusste ich, dass es noch eine andere Art gab, Mensch zu sein. Es war anders als alles, was ich bis dahin kannte. Als ob das Zimmer selbst gerade aufgerüttelt worden wäre, und jetzt sprudelte ein verblüffender Friede durch den Raum. Eine Lebendigkeit, die mir neu war, und die nicht meine war, wallte in mir auf.

WÄHREND DER ERSTEN WOCHE MIT dem Welpen tauchte jeden Tag einmal die Mutter an unserer Hintertür auf und kam ins Haus gelaufen, um

ihr Junges zu suchen, das sogleich aufsprang und sie schwanzwedelnd begrüßte. Die Hündin war eine Schönheit, ein Terrier wie ein kleiner Fuchs, aber weiß. Den ganzen Sommer hatte sie mit unserem Hund, einem großen Terrier, herumgetollt, und sowohl unsere Mutter als auch Speedy hatten vermutet, dass es Junge geben könnte.

Jeden Tag stand sie in unserer Küche, säugte kurz ihr Junges, leckte es einmal hinter den Ohren und trottete mit klackenden Pfoten auf dem Linoleumboden wieder davon. Der Welpe stand da und sah ihr nach.

Das faszinierte uns Kinder. Die Mutter hatte ihr Junges nicht vergessen. Sie wusste, wo sie es fand, und kam ganz von allein. Woher kannte sie den Weg? Es waren zwei Meilen bis zur alten Mühle. Konnte sie die Landschaft lesen wie eine Landkarte?

Eines Tages, als sie kam, sprang der Welpe nicht auf. Die Mutter lief in unsere Küche und blieb regungslos stehen, während sie zu ihrem Nachwuchs schaute, der still bedrückt auf seinem Platz saß. Die Mutter machte kehrt und kam nie wieder zurück.

NICHT LANGE DANACH HIESS ES für uns wieder zurück in den Elfenbeinturm, nach Oxford in die Schule.

Es war inzwischen September, und wie alljährlich im Frühherbst kam der Jahrmarkt in die Stadt. An dem Abend, als er begann, saß ich an meinem Fenster und blickte über die Dächer hinweg auf funkelnnde Sterne, die niedrig am Himmel standen, bis mir aufging, dass auch die fernen Lichter des Jahrmarkts mit seinen Fahrgeschäften darunter waren und ich Lichter und Sterne gar nicht auseinanderhalten konnte.

Ich stellte mir vor, ein junger Dichter zu sein, und als mir ein Satz in den Sinn kam, griff ich nach Stift und Papier. Nach einer Weile stand eine neue Art von Gedicht auf dem Blatt, anders als alle, die ich bis dahin geschrieben hatte, etwas, was die Szenerie besser kannte als ich,

als ob es von einer von außerhalb kommenden Energie hervorgebracht worden wäre. Ich zitterte vor Erregung. Ich fühlte mich der Welt näher als je zuvor. Das Gedicht hatte nicht mein gewöhnlicher Verstand hervorgebracht, sondern jener andere Teil, den Speedy wachgerufen hatte.

IN DIESEM WINTER LASEN WIR *As I Walked Out One Midsummer Morning*, Laurie Lees brillanten Bericht, wie er mit einer Fiedel, einer Decke und einer Handvoll Peseten, die er sich als Straßenmusikant verdiente, durch Spanien wanderte. Wir lasen *The Dharma Bums* von Jack Kerouac und lernten die Beatniks kennen, die von Gelegenheitsjobs gelebt und gedichtet und ihre Spuren über ganz Amerika gezogen hatten.³ Wir lasen die Gedichte der Imagisten aus den 1910er Jahren, die ihrerseits die chinesischen Dichter aus dem achten Jahrhundert bewundert hatten und die Berge und Flüsse des »Reichs der Mitte« erwanderten, sich in den jähnen Landschaften verloren, Gedichte über die Freundschaft, die Liebe zum Wein und die Schönheit der Natur verfassten. Wir trafen uns in Cafés und rauchten Selbstgedrehte, verglichen Gedichte, die wir entdeckt, und teilten Textschnipsel, die wir selbst verfasst hatten. Gedichte waren unser Weg, dem Leben näher zu kommen.

Eine Idee keimte in uns: dass das Land selbst unsere Heimat sein könnte. Wir waren Geschöpfe dieser Erde, autochthon wie Plutarch es genannt hatte. Warum sollten wir nicht überall zu Hause sein? So wie Speedy und seine Hunde?

DAS FOLGENDE JAHR WAR ZUFÄLLIG 1976, ein legendäres Jahr in England. Barry Sheene und James Hunt wurden Motorrad- und Formel-Eins-Welt-

3 Deutsch als: Laurie Lee: *An einem hellen Morgen ging ich fort: Aufzeichnungen eines Vaganten*. München: Kindler Verlag 1970. Sowie: Jack Kerouac: *Die Dharmajäger*. Hamburg: Rowohlt Verlag 2022.

meister, Lynyrd Skynyrd tourten durch das Vereinigte Königreich, aber vor allem herrschte von Juni bis September Dürre. Es war ein Sommer, der in die Geschichtsbücher eingehen sollte, in dem Heuwagen spontan in Flammen aufgingen und sich auf den Straßen stundenlange Staus bildeten, in dem Wasserspeicher austrockneten und in unserem Tal die Felder zu knisternder Savanne verdorrten und die vom Vieh hartgetrampelte Erde entlang der Gatter an ausgetrocknete afrikanische Wasserlöcher erinnerte. Die Wälder wurden dunkel und ernst unter der Himmelkuppel, als schmeckten sie zum ersten Mal ein reiferes Leben, das ihnen lange verwehrt worden war.

Es war auch der Sommer, in dem wir Speedy richtig kennenlernten. Er freundete sich mit uns an und brachte uns ein paar seiner Kniffe bei. Wie man aus Bindfaden eine Schlinge zum Kaninchenfangen bastelte und sie auf verborgenen Kaninchenpfaden anbrachte. Wie man Fische fing und räucherte. Er erzählte uns von seinen Wintern an der Südküste und seinem Leben auf der Landstraße. In seinen haarigen Mantel gewickelt, mit den Schnürstiefeln an den Füßen saß er gerne einfach nur still da und beobachtete, so erzählte er uns. Man konnte so viel lernen, wenn man sich einfach bloß still hinhockte. Alle anderen, die ganze Welt, rennt den lieben langen Tag herum, die haben keine Zeit um nix zu lernen. Wenn die bloß mal einen Moment lang innehalten würden, die täten sich wundern, was sie dabei lernen.

Er erzählte auch von den alten Wegen, die das Land kreuz und quer durchzogen. Heutzutage fanden die Leute sie nicht mehr, dabei wären sie klar und deutlich zu sehen, wenn man nur wusste, wonach man Ausschau halten musste, sagte er. »Die meisten Leute sehen die Geisterpfade nicht« – so nannte er sie auch –, »sie zeigen sich einem erst, wenn man schon viel gegangen ist.«

Wir wussten nicht, was wir davon halten sollten. Aber das Leben auf offener Straße, das war real. Hecken, Sträucher, Wälder, verfallene Scheunen, alte Eisenbahn-Stellwerke. Speedy liebte Stellwerke, so erzählte er uns, wo man nachts von den mit Kohle beladenen Güterzügen aus den Kohlerevieren im Norden in den Schlaf geschaukelt wurde. Es gab viele Plätze, wo man schlafen konnte, mit bloß einem Schlafsack und einem Stück Plastikfolie. Und mit einem Haken und einer Schnur konnte er Barsche und Schleien aus stehenden Gewässern ziehen. Speedy hatte kein Zuhause, keine Küche und kein Schlafzimmer. Im Grunde hatte er nur sich selbst, das war alles. Das und das Land. Er war überall zu Hause. Er war sich selbst ein Zuhause.

Wir machten es ihm nach, schulterten Rucksäcke vollgestopft mit Schlafsack, Würstchen, Tee und Brot und wanderten durch Täler und über Hügel, schliefen nächtelang unter freiem Himmel und kochten uns überm Lagerfeuer süßen Tee aus Bachwasser. Es gab eine kleine, wechselnde Gruppe von Freunden, die sich uns anschlossen. Wir hatten das Gefühl, dass jetzt das Leben anfing, und glaubten, dass unsere Träume, Wanderer, vagabundierende Weltliebhaber zu werden, sich bewahrheiten. Man konnte sich treiben lassen wie die alten Dichter aus den Bergen Chinas, sein altes Leben abstreifen, jeden Tag ein neues in den Konturen der Landschaft entdecken und dem Duft der Erfüllung nachjagen, der stets zum Greifen nah war.

In der Glut unseres Lagerfeuers zündeten wir uns Zigaretten an, tranken Flaschenbier von kleinen Brauereien aus der Gegend und fingen an, eine Kraft in uns zu entdecken, die leben wollte. Etwas geschah in diesem Sommer. In den Wölbungen und Krümmungen der Felder, die wir wie unseren eigenen Körper kennenlernten, im Herumstreifen immer weiter weg von Zuhause, in den Dorfläden, wo wir unsere Vorräte aufstockten, in Gräben und Gehölzen, über sonnengebleichte Weidezäune

kletternd und durch Bäche platschend fanden wir uns selbst, als Menschen mit einer eigenen Beziehung zum Land und seinen Geschöpfen.

Unsere kleine Hündin war immer dabei, wenn wir draußen schliefen. Sie konnte der Verlockung der offenen Felder, die sie als Welpe gekannt hatte, nicht widerstehen. Manchmal verschwand sie im Schilf eines Flussufers. Dann hörten wir sie darin herumtollen, bis sie aufgeregt wieder hervorgeschossen kam. Sie wurde richtig lebendig da draußen. Das war das Leben, für das sie gemacht war: durch die Felder, Flüsse und Wälder ihres Territoriums zu preschen, in dem sie geboren war. Sie brauchte sich nicht zu überlegen warum. Sie war einfach dafür gemacht, und das Land für sie. Am Abend ließ sie sich, ein blasses Dreieck, am Fußende meines Schlafsacks nieder, blickte über die dämmrige Landschaft in die Nacht hinein, und ringelte sich erst zusammen, wenn alle anderen eingeschlafen waren.